

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 26 (2013)
Heft: 10

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Butler Johann erzählt auf seiner Theatertour Fakten und Aperçus zur Villa Patumbah in Zürich. Foto: Mathias Arnold



Ein Rund von Türfallen zeigt, wie sich Technik, Stile und unsere Ansprüche verändert haben. Foto: Benjamin Hofer



Im Vestibül kann man Papiere zur Hand nehmen, die über Villa und Heimatschutz erzählen. Foto: Benjamin Hofer

Die Baukulturvilla

Patumbah – wie dieser Name klingt! Nach Brimborium, Dschungel und Fremde, nach Geheimnis auch. Patumbah heisst «alle Orte» in der Sprache Sumatras. Von dort kehrte Carl Fürchtgott Grob, als Bäckerssohn ausgewandert, als reicher Besitzer von Tabakplantagen nach Zürich zurück. 1885 liess er sich an der heutigen Zollikerstrasse seine Traumvilla bauen. Die Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy konnten aus dem Vollen schöpfen und widmeten fast jedes Zimmer einer anderen architektonischen Welt.

Nun dient der frisch restaurierte Prachtsbau, der heute der Stiftung Patumbah gehört, dem Schweizer Heimatschutz als Geschäftssitz und «Heimatschutzzentrum». Im Hauptgeschoss ist eine kleine Ausstellung eingerichtet, die jungen und alten Laien vermitteln will, was Baukultur war und ist. Klug, dass dabei die Raumplanung inbegriffen ist, zu der im ersten Raum, im Herrenzimmer, filmische Zeitdokumente zu sehen sind.

Der Salon, zweiter Raum der Ausstellung, ist Baudenkmälern gewidmet, etablierten und möglichen künftigen. Zusätzlich fragte der Heimatschutz seine Mitglieder nach deren persönlichem Baudenkmal. So kam eine wunderbare Sammlung von Häusern und Orten zusammen, mal romantisch, mal hart und alltäglich, mal schräg. All diese offiziellen und inoffiziellen Denkmäler sind auf grossen Postkarten abgebildet – dem Medium des Souvenirs schlechthin. Ähnlich eingängig der dritte Raum: Im Rokoko-Damenzimmer bestaunt man gut zwanzig Türfallen. Mit der Türfalle beginnt der Kontakt zur Architektur, und wie sehr sind sie uns im Gedächtnis, die Türfallen im Elternhaus, im Schulhaus, in der Kirche – kaum ein Detail erzeugt so viel physische und psychische Berührung mit einem Haus. Im Vestibül schliesslich erzählen allerhand Papiere die Geschichte der Villa und des Heimatschutzes. Sie hängen an Ständern, man nimmt sie ab und vertieft sich auf einem der neuen Ruhestühle darin, um vom Herumgehen Pause zu machen.

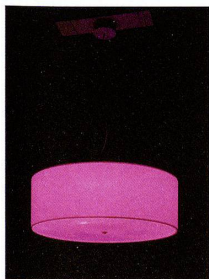
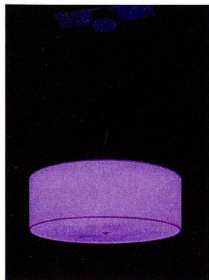
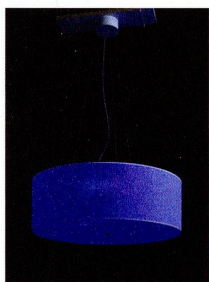
Die nötigen Ständer und Möbel sind leicht und praktisch. Da sie Wände, Decken und Böden nicht nutzen durften, platzierten die Ausstellungsmacherinnen Infos und Statements unkonventionell auf den Lehnen der Stühle. Die Ausstellung ist klein, bescheiden fast, doch feinsinnig, munter und lebensnah. Ihr Unterton ist persönlich und bisweilen poetisch, aber nie überkandidelt. Die Vermittlung gelingt dadurch, dass die Besucherinnen und Besucher das Abstrakte des Denkmals mit ihrem eigenen Leben verknüpfen und in den Alltag mitnehmen. Rahel Marti

Heimatschutzzentrum, 2013

Villa Patumbah, Zollikerstrasse 128, Zürich
Projektleitung, Konzept, Texte: Schweizer Heimatschutz, Karin Artho; Ariana Pradal, Zürich
Ausstellungsarchitektur: Gasser, Derungs Innenarchitekturen, Zürich / Chur
Ausstellungsgrafik: Stillhart Konzept und Gestaltung, Zürich
Ausstellungsbau: Glaeser Wogg, Baden



Die Leuchte signalisiert von Weitem, ob eine Arbeitskoje frei oder belegt ist. Foto: Alexander Gempeler



«Horizont» erlaubt die unterschiedlichsten Lichtstimmungen.
Foto: Felix Wey



Dekorative Leuchten fürs Büro – hier bei der Credit Suisse an der Europaallee in Zürich.
Foto: Alexander Gempeler



Der Schirm wirkt als klassischer Diffusor.
Foto: Felix Wey

Neue Horizonte

Carmen und Urs Greutmann haben mit Lista Office Raummöbel für die Credit Suisse entworfen, die deren Grossraumbüros optimieren und feste Arbeitsplätze ersetzen sollen siehe Hochparterre-Themenheft «Alles Blech», Dezember 2010. Ein wichtiges Element des Konzepts war eine Leuchte, die von Weitem anzeigt, ob eine Arbeitskoje frei oder belegt ist. Ein Präsenzmelder reagiert, wenn sich jemand hinsetzt, und schaltet von einem auf das Interieur des Raummöbels abgestimmten farbigen Licht auf weisses Arbeitslicht.

Nun wird aus dieser Projektleuchte ein Serienprodukt: die Leuchtenfamilie «Horizont». Überraschend ist, wer die Leuchte herstellt: Neuco, bis anhin als Händler tätig, vertreibt damit erstmals ein eigenes Produkt. «Wir mussten uns entscheiden: Machen wir da überhaupt mit? Wollen wir das?», sagt der Geschäftsführer Matthias Gebert. Auch, weil die Leuchte mit dekorativem Stoffschirm eher in ein wohnliches Umfeld passt. «Dies wird aber gerade im Bürobereich immer häufiger gefordert – wir sahen unsere Chance, in diesem wachsenden Teilmarkt Fuss zu fassen.»

Und warum haben die Designer den Entwurf mit einem Händler weiterentwickelt? «Wir haben schon oft miteinander gearbeitet und Spezialanfertigungen für Architekten entwickelt.» Allerdings blieb es jeweils bei fünf bis zehn Stück. Jetzt geht es erstmals in die Serie. Die Leuchte basiert auf einem Chassis aus Aluminium, das bestückt mit LED-Platinen und einem jeweils unterschiedlich grossen Stoffschirm zur Pendel-, Steh- oder Deckenleuchte wird. Aluminiumgussteile, LED-Komponenten und der Lampenschirm werden in der Schweiz gefertigt und von Neuco montiert. Die Optik der Leuchte sei nicht neu, sagt Urs Greutmann: «Der Stoffschirm ist althergebracht, lag aber auf der Hand, da er als klassischer Diffusor wirkt.» Die Erfindung sei, eine textile Leuchte mit komplexer Steuerung zu koppeln – bisher trennten Hersteller textile Leuchten und moderne Beleuchtungstechnik. Wurde die Leuchte für die Credit Suisse noch mit Fluoreszenzlampen ausgestattet, funktioniert die neue Familie komplett mit LED. Die Sensorsteuerung mit Bewegungsmelder wurde eigens für die Bank entwickelt und ist im Standardprodukt nicht enthalten. Lilia Glanzmann

Leuchtenfamilie «Horizont»

Pendel-, Steh- und Deckenleuchte

Entwurf: Greutmann Bolzern Designstudio, Zürich

Hersteller: Neuco, Zürich

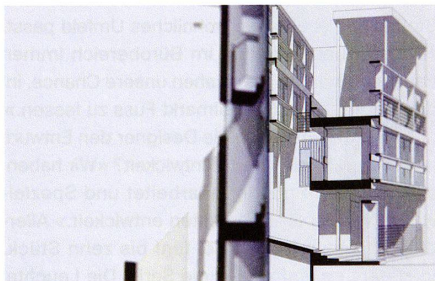
Material: Aluguss (Chassis), Trevira CS (Schirm)

Leuchtmittel: LED, wahlweise auch mit RGB-Akzentlicht; sämtliche «Horizont»-Leuchten sind Minergie-zertifiziert

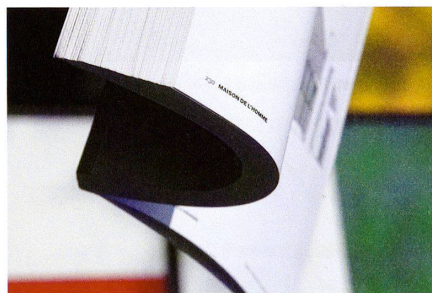
Preis: ab Fr. 1420.–



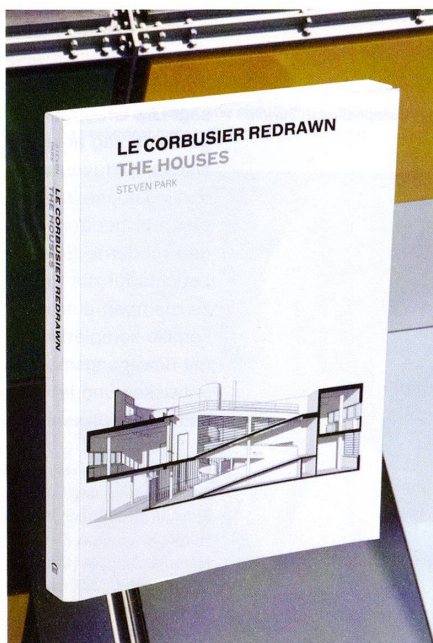
Jedes der 26 Häuser von Le Corbusier ist mit einem kurzen Text beschrieben.



Über den Nutzen von perspektivischen Schnitten lässt sich streiten. Wenigstens ist die Erschliessung gut nachvollziehbar.



In diesem Buch mit weichem Einband werden nicht nur Architekturstudentinnen blättern.



Le Corbusier total: Villa Savoye auf dem Umschlag, echter Heidi-Weber-Pavillon im Hintergrund.

Frisch gezeichnet

Es ist vielleicht das für Architekten interessanteste Buch des letzten Jahres, und bisher ist es in der Schweiz unbeachtet geblieben. Der amerikanische Architekt Steven Park hat sich der kleinen Wohnhäuser Le Corbusiers angenommen. Er tat im Grunde nichts anderes, als sie alle neu zu zeichnen. Auf den ersten Blick scheint das absurd, sind doch die Häuser schon unzählige Male veröffentlicht worden. Doch wer sich zum Beispiel an die Miniaturpläne erinnert, die in den Büchern des Gesamtwerks gedruckt sind, wird sofort verstehen, warum Park sich an die grosse Arbeit gemacht hat.

Er stützt sich auf die Originalpläne, die heute in der Fondation Le Corbusier in Paris lagern. Sauber, detailgetreu und vollständig sind die Grundrisse, Schnitte und Fassaden im Massstab 1:200 gezeichnet. Das ist nicht spektakulär, aber umso wertvoller für Architekten. Die zusätzlichen dreidimensionalen Darstellungen mit Schatten und transparenten Glasflächen wirken für Schweizer Augen vielleicht etwas kitschig. Doch man gewöhnt sich schnell daran, denn sie sind zurückhaltend und immer gleich gezeichnet. Auch über den Nutzen von Schnitten mit perspektivischer Darstellung lässt sich streiten. Denn in den so aufgeschnittenen Häusern täuschen die Raumproportionen. Wenigstens hat Park diese Schnitte meist so gelegt, dass die komplizierteren Treppensysteme sich gut und schnell nachvollziehen lassen. Im Gesamten wirken alle Zeichnungen ruhig und übersichtlich – ideal, um sich stundenlang darin zu vertiefen.

Jedes der 26 Häuser ist auch kurz mit einem Text beschrieben. Das Buch beginnt mit dem Atelier Ozenfant in Paris und endet mit dem Heidi-Weber-Pavillon in Zürich. Von der Villa Savoye bis zum Pavillon de l'Esprit Nouveau ist alles drin. Und wenn man die Villa Le Sextant so frisch gezeichnet vor sich hat, staunt man, wie dieses einfache und billige Sommerhaus heute immer noch archetypische Gültigkeit hat. Inhaltsverzeichnis, Einleitung und Bibliografie besetzen je eine Seite – ansonsten stört nichts die 240-seitige Plansammlung.

Hochparterre meint: das ideale Geschenk für Architekturstudentinnen und Praktikanten. Professoren und Bürochefinnen werden es sich bestimmt heimlich auch ansehen. Einziger Wermutstropfen: Steven Park schreibt zu Recht in seiner Einleitung, dieses Buch ersetze Hausbesichtigungen nicht. Ivo Bösch, Fotos: Guillaume Musset

Le Corbusier Redrawn: The Houses

Autor: Steven Park

Verlag: Princeton Architectural Press, New York 2012

Preis: Fr. 35.– bei Hochparterre Bücher

Sprache: Englisch

Format: 18,8 x 24,8 cm

Einband: Paperback



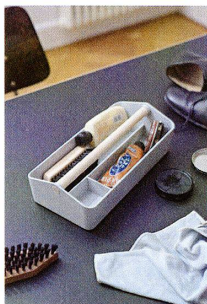
Der Prototyp des kreisrunden Tragetablets ist inspiriert von japanischen Okamochi, hölzernen Trageboxen.



Strebt nach Einfachheit: Prototyp einer Hakenleiste für Hay.



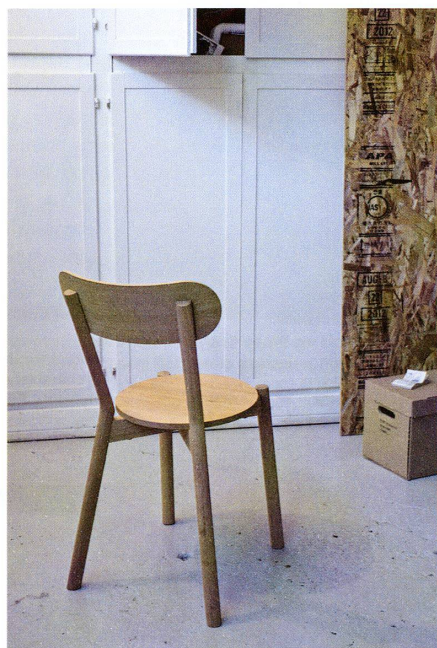
Dieser Hammer ist ein Prototyp für Alessi.



Alberto Alessi wollte von Big-Game «anonyme Schweizer Objekte». Pate für den Prototyp stand eine Werkzeugkiste aus den 1930er-Jahren.



Farbenfroh wie die gespeicherten Daten: USB-Sticks für die Hongkonger Firma Praxis.



Bei Karimoku New Standard erhältlich: Stuhl «Castor».

Alltagsdinge

«Nichts macht uns glücklicher, als Objekte für den Alltag zu entwerfen», sagen Augustin Scott de Martinville, Elric Petit und Grégoire Jeanmonod. Seit 2004 tun sie das als Designstudio Big-Game siehe Hochparterre 12/05. Ablesbar ist diese Neugier auf den Alltag in den Prototypen und Produkten, die sie im Frühling in einer Galerie in Milano vorgestellt haben. Es sind einfache Dinge wie eine Werkzeugkiste, ein Tablett, Stuhl, Tisch, Hocker, Garderobenhaken, USB-Sticks. Sorgfältig präsentiert fügten sie sich zu einer Meditation darüber, wie uns Design die Welt verfügbar macht.

Zum Beispiel der Hammer. Ein Werkzeug, über Jahrtausende optimiert und ausdifferenziert. Ein Griff, und der Handwerker weiss, ob er etwas taugt. Weshalb einen Hammer neu entwerfen? «Jeder und jede braucht einen zu Hause», kommentiert Big-Game lakonisch. Doch der für Alessi entworfene Prototyp bringt einen auf weitere Gedanken. Etwa der: Was unterscheidet ein Design von einem Gebrauchsobjekt? Das Wissen um die Entwerfer und den Hersteller, die das Etikett Design mitliefern. Aber das allein ist es nicht. Der Hammer wird zum Designobjekt, weil er mit Sorgfalt entworfen und optimiert wurde. Weil wir ihn nicht nur als Werkzeug, sondern – sozusagen interesselos – auch als schönes Objekt betrachten. Weil der Hammer den Beweis liefert, dass Designer alles verbessern, interpretieren, mit neuer Bedeutung aufladen können. Und trotzdem in den Grenzen des Gebrauchs, der Serie, des Marktes bleiben. Der Hammer zeigt, weshalb eine einmal entwickelte Lösung nicht für alle Zeiten und alle Eventualitäten genügen muss.

In diesem Fall – und weil wir den Hammer in der Galerie nicht auf seine Gebrauchstauglichkeit testen konnten, ohne allzu unangenehm aufzufallen – beschränkten wir uns auf die Bewunderung seiner ausgewogenen Form. Die Finne des Hammerkopfes, der im Übrigen denselben Durchmesser wie der Schaft aufweist, nimmt den Radius auf, mit dem sich der Schaft verjüngt. Die Länge dieser Verjüngung entspricht der Länge des Hammerkopfes, und der Schaft ist zweieinhalbmal so lang wie der Hammerkopf. Ein Hammer, dieser Hammer. Er findet Platz in der Werkzeugkiste, die auch andere Dinge aufnimmt. Etwa die USB-Sticks in elf Farben, die geformt sind wie Buntstifte. Meret Ernst, Fotos: Michel Bonvin

Prototypen und Produkte «Everyday Objects»
Entwürfe für die Hersteller Alessi, Hay, Karimoku New Standard, Moustache und Praxis
Design: Big-Game, Lausanne
www.big-game.ch



Openair-Genuss im Villengarten an der Zürcher Goldküste.



Die Villa «Weinhalde» in Küsnacht Goldbach steht für ein Jahr einem Architekturkollektiv offen.



Ob Kunstgalerie, Veranstaltungsort oder grosses Atelier – die «Weinhalde» bietet Raum für Experimente.

Eine Villa als Carte Blanche

Es ist ruhig an der Weinhaldenstrasse in Küsnacht. In den Villen brennt kaum Licht – typische Goldküstenstimmung. Eine Liegenschaft tanzt jedoch aus der Reihe. Im Garten stehen zwei Holztürme, einer davon trägt eine Leinwand, auf der ein Film anläuft. Auf der Wiese sitzen rund sechzig Zuschauerinnen und Zuschauer. Sie sind Besucher der «Weinhalde», eines grossen Einfamilienhauses mit Umschwung, das vor der Totalrenovation von einem siebenköpfigen Architektenkollektiv für 14 Monate als Experimentalraum genutzt wird. Die Zwischennutzung wurde von Projekt Interim ermöglicht, einer Gesellschaft, die leer stehende Geschäfts- und Wohnräume im Raum Zürich an junge Kreativschaffende zur temporären Nutzung vermittelt. «Wir sehen die «Weinhalde» als Weiterführung des Projekts Interim», sagt Kevin Dröscher, Mitglied des Kollektivs. Während über Interim bereits zahlreiche günstige Einzelarbeitsplätze geschaffen worden sind, soll die «Weinhalde» nun Raum für kollektive Projekte bieten. Schliesslich brachte der Wunsch nach einem Ort für gemeinsame Projekte die sieben Architekten, die sich zuvor nur lose kannten, auch erst zusammen.

In Küsnacht arbeiten sie nicht an Architekturprojekten, sondern suchen nach einer ortsspezifischen, kreativen Auseinandersetzung mit dem Haus als Objekt. Neben Kulturveranstaltungen und eigenen Interventionen, wie etwa einem Überwachungsturm, der die Veränderungen am Haus im Internet live erfahrbar macht, lädt das Kollektiv Künstler ein, im und am Haus zu arbeiten und die Werke an Quartalsausstellungen zu zeigen. Ob die «Weinhalde» Kunstgalerie, ausgefallener Veranstaltungsort oder grosses Atelier ist, darauf wollen sich die Architekten nicht festlegen. «Weil Raum in Zürich enorm beschränkt und teuer ist, sind auch die Erwartungen stets riesig», meint Sarah Nichols, die aus Detroit stammt und sich das Gegenteil von Raumknappheit gewohnt ist. Die einmalige Möglichkeit des grosszügigen und günstigen Raums wollen die Architekten nutzen, um jenseits der gängigen Kunst- und Leistungsbegriffe zu experimentieren. Melanie Keim, Fotos: Kevin Dröscher, Fabian Bircher

Projektraum «Weinhalde»

Weinhaldenstrasse 3, Küsnacht ZH
Kollektiv: Sarah Nichols, Ilmar Hurkkens, Nils Havelka, Pascal Waldburger, Kevin Dröscher, Fabian Bircher, Celestin Rohner. www.dieweinhalde.ch

Die Erweckung

Grau ist die Basler Antoniuskirche. Das mächtige Betonwerk Karl Mosers ist schalungsroh, dabei subtil strukturiert und sanft zum Leuchten gebracht von bunten Fensterwänden. Doch wer weiss schon, dass neben dem meisterhaften Kirchenschiff eine Kapelle wartet? Moser stellte die Taufkapelle 1928 in einem Zug mit der Kirche fertig. Der Querschnitt der Kapelle ahmt jenen der Hauptkirche nach, sie ist jedoch gedrungener, ohne Stützen und mit glatten, verputzten Wänden. Die Fensterfelder sind kleiner: hohe Seitenlichter. Ein schlichtes, nüchternes Anhängsel von der Grösse einer Dorfkirche, eine Höhle neben der Halle. In den letzten Jahren war die Kapelle eintönig. Fad geschmückt mit abstrakten Bildern, die Fensterfelder mit Lamellen halb verdunkelt.

Diesen Raum haben Buol & Zünd nun erweckt. Nun leuchtet auch die Kapelle, kräftig, in sattem Rot. Weisses Lisenen gliedern die roten Wände und heben eine Struktur hervor, die im Originalbau zwar angelegt, aber nicht betont war. An der Altarwand strahlt wieder die Malerei von August Wanner mit der heiligen Therese von Lisieux. Während die Hauptkirche keinerlei Bilder aufweist, entstand diese Malerei auf Wunsch der Baukommission und vor allem des Pfarrers, der sich darin verewigen liess, wie die Architekten berichten. Dem Bild gehört nun unbestritten die Mitte des Raums, optisch und dramaturgisch, es wärmt ihn zusammen mit dem Rot.

Buol & Zünd trugen keine Samthandschuhe bei dieser Sanierung – das ist im guten Sinn gemeint. Sie bleiben nicht demütig hinter der Linie zurück, die ein Denkmal setzt; sie wagen mehr. Sie interpretieren, sie ergänzen, sie bauen weiter. Mutig, dem heiligen Grau Mosers eine so kräftige Farbe einzuverleiben und der frühen Moderne eine klassizistische Zelle. Doch Buol & Zünd können das. Man könnte jetzt zwar auf die Idee kommen, die Kapelle sei älter als die Hauptkirche. Nur noch kleine Elemente binden sie an die Hauptkirche: die quadratischen Fenster, ähnliche Stühle oder Messing als Material für Altartisch und Taufbecken, die ebenfalls die Architekten entworfen haben.

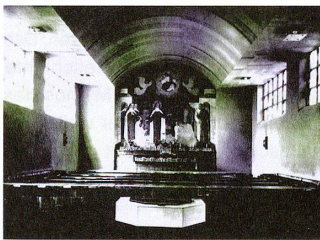
Doch nicht die Epochenschubladen im Kopf zählen, der Raum zählt. Die Kapelle ist kräftiger geworden, dabei feierlicher, eine eigenständige kleine Kirche. Dies entspricht ihrem heutigen Nutzen: Die Kirchgemeinde hält da nun wochentags die Messe, damit sie das Hauptschiff nicht heizen muss. Rahel Marti

Sanierung Theresienkapelle in der Antoniuskirche Basel, 2012

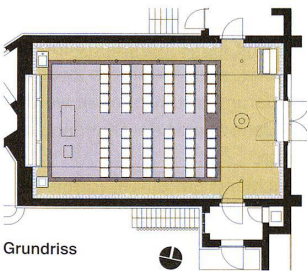
Kannenfeldstrasse 35, Basel
Bauherrschaft: Römisch-Katholische Kirche Basel-Stadt
Architektur: Buol & Zünd Architekten, Basel
Projekt- und Bauleitung: Vincenzo Maddalena
Mitarbeit: Bruno Radelfinger
Auftragsart: Wettbewerb
Baukosten: Fr. 430 000.–



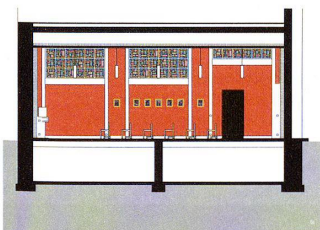
Mutige Eingriffe in der Taufkapelle der Antoniuskirche Basel: Weisses Lisenen takt den vormals schlichten Raum, das kräftige Rot wärmt ihn. Foto: Walter Mair



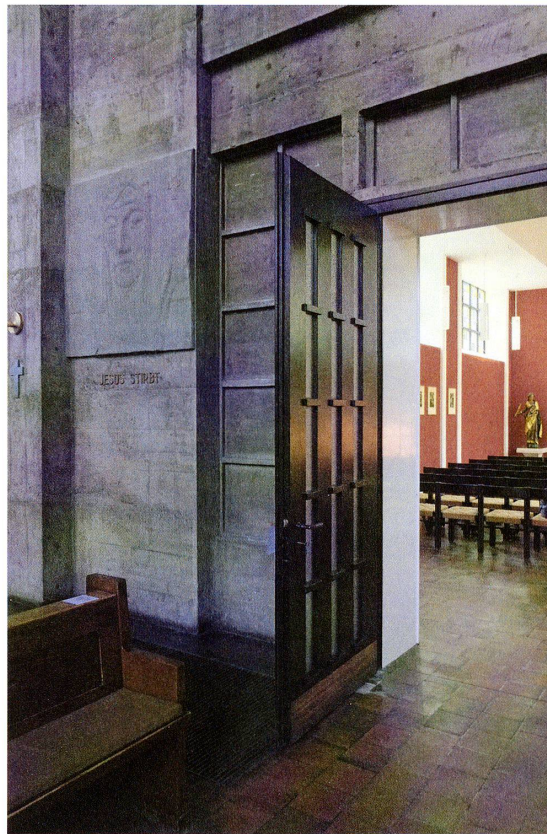
Der ursprüngliche Bau von Karl Moser



Grundriss



Längsschnitt



Vormals ein Anhängsel ist die Kapelle zur eigenständigen kleinen Kirche neben Karl Mosers Betonwerk geworden. Foto: Johannes Schäfer



Laurent Houriet links und Jürg Steiner spannen das Corporate Design ihres Ladens in Zürich von der «Schnüerlischrift» bis zu den Wurstvögeln.

Zur Theorie des Corporate Designs

Eine Versammlung bunter Vögel in Wurstform; eine Parade aufgeschnittener Birnen, deren Kerngehäuse lachende Gesichter sind; Lattich-, Löwenzahn-, Rucola- und Salatblatt als tanzende Gespenster – bunt, beschwingt und zeichnerisch prägnant. Das ist Teil der Bilderwelt des kleinen Ladens Welschland in Zürich. Laurent Houriet und Jürg Steiner verkaufen da Käse, Würste, Weine, Schnäpse, Süßigkeiten und dergleichen von kleinen Metzgereien, Bauernhöfen und Confisereuren aus der Westschweiz. Die beiden liefern aber nicht nur köstliche Ware, sie stiften drei Gebote des Corporate Designs (CD).

Erstens: Jede Institution hat ein CD, denn sie kommuniziert dem Rest der Welt ihre Ware, Dienste und Kümernisse. Die Frage heisst nur noch «gut» oder «schlecht» gemacht. Welschland macht sie gut, weil die verspielten, markanten Zeichnungen und der bodenständige Auftritt des Ladens und seiner zwei Händler dem Geschmack der Kunden entsprechen.

Zweitens: Gut gemacht bedeutet eine Geschichte in Substanz und Form durchhalten. Das CD von Welschland setzt auf eine Geschichte, die uns an die Schule und an den Mythos des Welschlandjahrs erinnert. Jürg Steiner variiert als Designer den Geschichtenfaden mit ironischen Formen, bleibt ihm aber über die Jahre treu. Die Zeichnungen wirken stilbildend.

Drittens: Gut gemacht heisst konzentriert. Der multimediale Zirkus tanzt von Print über Website bis Social Media. Welschland konzentriert sein CD auf den Laden, auf wenige, gut gemachte Printmedien, und er hat keine nennenswerte Website. Das ist eine kluge Konzentration der bescheidenen Mittel, auch wenn die zwei «Lädeler» wohl nicht darum herumkommen werden, online zu gehen – dann aber in der Stringenz und Güte der Postkarten.

Gewiss, Welschland hat einen Vorteil. Jürg Steiner ist Grafiker und kennt das Zeichnerhandwerk. Wichtig ist aber, die Corporate Identity der Institution entlang der drei Postulate zu entwickeln. Und unabdingbar bleibt, dass der Inhalt der Verpackung entsprechen soll: Er muss gut sein. Wie Welschlands Wurst und Käse.

Köbi Gantenbein, Fotos: Stephan Rappo



Corporate Design heisst auch, die Ware angemessen und effektiv auszulegen, besser auszuhängen.



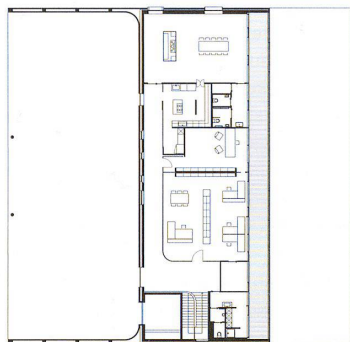
Kern des Corporate Designs von Welschland sind Collagen auf Postkarten und handgeschriebene Adressen.

Corporate Design Welschland

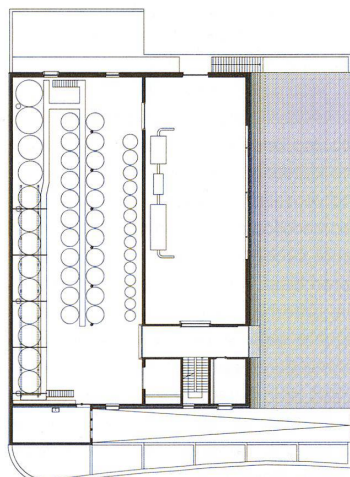
Welschland, Zweierstrasse 56, 8004 Zürich
Auftraggeber: Laurent Houriet und Jürg Steiner
Corporate Design: Jürg Steiner, Zürich
Innenarchitektur: Stefan Roovers, Raumwerk, Zürich



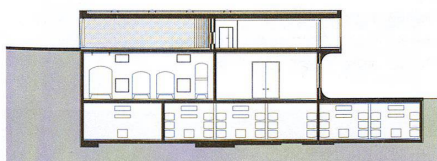
Die Weinkellerei bei Mendrisio schwingt sich aus dem Hang und fängt die Aussicht ein.



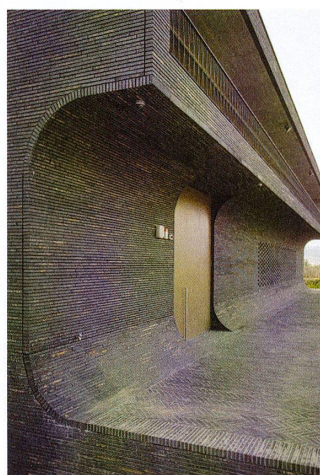
Obergeschoss mit Anlieferung.



Erdgeschoss mit Vorplatz.



Querschnitt



Rund fließt der Klinker vom Platz zur Wand und weiter.

Wie der Wein schmeckt,
lesen Sie in der Kritik von
Köbi Gantenbein.

www.hochparterre.ch

Klinker mit Tiefgang

Aus der Ferne verschmilzt das Gebäude fast mit dem Hang. Ursprünglich hatte der Winzer Meinrad Perler kein so subtiles Haus geplant. Doch die Behörden im Ortsteil Genestrerio in Mendrisio verlangten inmitten der Reben Fingerspitzengefühl. Die Architekten Stocker Lee überzeugten ihn, für mehr zu bauen als den reinen Zweck.

Der Effort hat sich gelohnt. Die Architekten haben das Haus mit dunklem Klinker eingekleidet. Der Stein ist mehr als Wand. Auch der Vorplatz ist mit Klinker belegt. Rund schwingt er sich von der Horizontalen zur Wand auf und fliesst weiter in die Auskragung. Die Architekten lassen das Haus mit Schwung aus dem Hang wachsen. Die Steine sind mal krumm oder verfärbt. Die Architekten mauerten mit dem Ziegel, auf den Peter Zumthor beim Kolumba-Museum in Köln setzte. Der Klinker ist genügend hart, damit auch Lastwagen darauf fahren können. Er wird in Dänemark von Hand hergestellt. Der Ton dafür kommt noch weiter her: aus England. In der Wand steckt viel architektonische, aber auch viel graue Energie.

Der Aufbau des Hauses folgt dem Weg der Traube, und diese geht mit der Schwerkraft. Im Obergeschoss fahren die Traktoren mit der Ernte vor. Runde Oberlichter und Lampen erhellen die überdeckte Anlieferung. Über Öffnungen im Boden fallen die Trauben in die Stahlkessel im Untergeschoss, wo sie vergärt werden. Architektur und Produktion gehen Hand in Hand. Das ist für Winzer Perler zentral: «Die mechanische Beförderung würde die Trauben unter Stress setzen.»

Im Obergeschoss kommen auch die Touristen an. Neben den Büros der Firma nippen sie am Glas und blicken vom Balkon, auf den das ganze Haus hinausläuft, in die Landschaft. So verbinden die Architekten den Genuss von Wein und Weite. Eine Treppe führt ins Erdgeschoss, in die Welt der Produktion. Schlichte Sichtbetonwände geben den Ton an, der Rest ist Technik. Da wird der Wein gekeltert und in Flaschen abgefüllt. Zuvor aber geht es einen Stock tiefer. Im Untergeschoss reift der Wein im Eichenfass. Die Hälfte des Gebäudes liegt unterirdisch. Der Bauch des Hauses ist das Herz der Anlage. Temperatur und Luftfeuchtigkeit müssen genau stimmen. Dafür sorgt das isolierende Erdreich, im Sommer und Winter hilft allerdings eine Klimaanlage nach.

Durch ein grosses Tor aus Aluminium im Erdgeschoss gelangt der Merlot zu den Weinliebhabern. Und diesen schmeckt er. Der Wein gewann 2010 den Grand Prix du Vin Suisse. Nun hat der edle Tropfen ein passendes Zuhause.

Andres Herzog, Fotos: Simone Bossi

Cantina Vitivinicola, 2013

Genestrerio TI

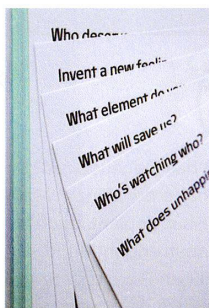
Bauherrschaft: Agriloro, Arzo

Architektur: Stocker Lee Architeti, Mendrisio

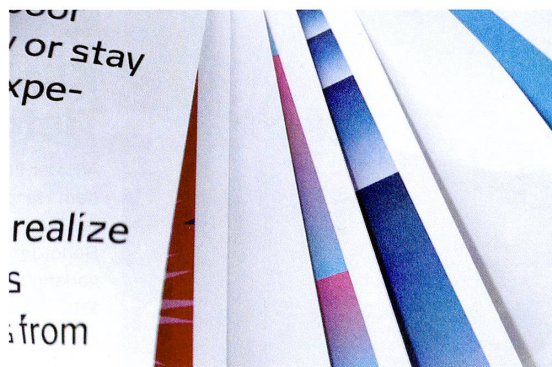
Bauingenieur: De Giorgi & Partners, Muralto

Baukosten (BKP 2, 4 und 6): Fr. 8,6 Mio.

Auftragsart: Direktauftrag



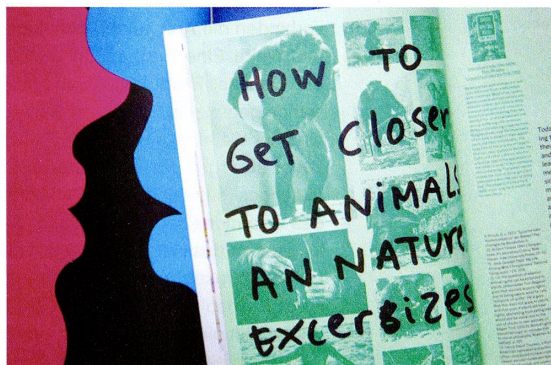
Einige Fragen, die Melanie Bonajo in der ersten Ausgabe von «Spheres» mit Bildern beantwortet hat.



Animierte Kunstwerke als Standbilder: in der Ausgabe über Rafaël Rozendaal.



Jede Ausgabe ist anders: Bei Melanie Bonajo war ein Poster beigelegt. Das aktuelle Heft hat ein aufwendiges Lentikularbild auf dem Cover, und einige der darin gezeigten Standbilder werden auch als limitierte Drucke verkauft.



Eine Bildseite aus dem Heft über Rafaël Rozendaal und einer der ausführlichen Essays in der Ausgabe über Melanie Bonajo.



Während Rafaël Rozendaal auf die Fragen von «Spheres» mit Bildern und klugen, oft witzigen Kommentaren antwortet, kommt Melanie Bonajo ganz ohne Text aus.

Eine unabhängige Alternative

Unabhängige Magazine gelten als Alternative zum eher schalen Kulturjournalismus im Internet und zu den anzeigengesteuerten Konsumbibeln verzweifelter Verlage. Weder Kompromisse mit Geldgebern noch Spekulationen über Leservorlieben bestimmen ihren Inhalt. Sie entstehen häufig in arbeitsteiligen, auf einer gemeinsamen Idee statt auf Profitstreben basierenden Netzwerken, die bisherige Verlagsstrukturen ersetzen. Nichts draufzahlen: Das ist die Devise der Macher, denn rentabel sind die wenigsten der Unabhängigen. Die Herausgeber sind oft Grafiker. Auch, weil nicht Autoren, sondern Art Directors wie Jop van Bennekom die Stars der Szene sind. Ihnen gilt es nachzueifern. Das wirkt sich freilich auf die Qualität aus: Viele Magazine sind reine Portfolios, Texte dienen als Layoutfüller. Blogs loben Visuelles, Follower folgen dem Hype um die Hülle. Dass Teilen – ein Leitgedanke des Web – nicht nur Mitteilen, sondern auch Aufbereiten und Vermitteln heißt, geht dabei vergessen.

Wer heute ein Printmagazin macht, ist Idealist. Und Realist, wie Philippe Karrer, Grafiker und Herausgeber von «Spheres», einem Heft über junge Kunst: «Statt in ein Hobby investiere ich in das Heft, das in einer Auflage von 1000 erscheint – davon profitieren auch 999 andere.» Karrer will kein Selbstdarsteller sein, er arbeitet eng mit den Porträtierten zusammen: «Ich zeige die Person hinter der Kunst und nehme grafisch auf sie Bezug.» Etwa indem er die Grundschrift anpasst. Die Schrift für Melanie Bonajo, die er in der ersten Ausgabe vorstellt, ist verspielter als die in der zweiten Ausgabe über den Holländer Rafaël Rozendaal. Dessen vorwiegend digitales Werk hat Karrer gemeinsam mit dem Künstler in starke vierfarbige Standbilder umgesetzt. Grafisch überzeugt das Heft. Und die Texte?

Inspiziert von Kurator Hans Ulrich Obrist gibt Karrer den Fragenden, Rozendaal antwortet in Bild und Text. Das ist erhellend und witzig. Schön und keinesfalls öde, wie Karrer sich um Umfang und vermeintlich schnell gelangweilte Leser focht und Rozendaal und den digitalen Tüftler Jürg Lehnli sechs Seiten lang über Vektoren dialogisieren lässt. «Spheres» informiert, ohne zu belehren, unterhält, ohne oberflächlich zu sein. «Ich möchte weitere Medien einbeziehen. «Spheres» könnte durchaus auch mal eine Edition von Objekten sein», sagt Karrer. Jede Ausgabe ist anders, die Serie soll zum Sammeln verleiten. Dank Heften wie «Spheres» könnte sich die Prognose erfüllen, dass unabhängige Magazine vom Konsum- zum Kulturgut werden. Rebekka Kiesewetter, Fotos: Guillaume Musset

Publikation «Spheres»

Herausgeber: Philippe Karrer, Basel
Bezug: www.spheres-publication.ch



Mehr als ein architektonisches Element: Das Wasserbecken auf der Place Simon-Goulart in Genf lädt im Sommer zum Planschen.



Wirklich alt – aus dem 15. Jahrhundert – ist nur der Temple de Saint-Gervais. Die «Altstadthäuser» links im Bild stammen aus den 1950er-Jahren.

Platz da!

Die Place Simon-Goulart in Genf entstand in den 1950er-Jahren im Rahmen eines über Jahrzehnte geplanten Umbaus des Quartiers Saint-Gervais. Der Temple de Saint-Gervais schliesst die südliche Schmalseite des Platzes ab, im Westen, jenseits der stark befahrenen Rue des Terreaux-du-Temple und von einer Ulmenreihe abgeschirmt, stehen zwei Schulhäuser aus dem 19. Jahrhundert. Die Hauptfassade des Platzes scheint aus einer Reihe von Altstadthäusern zu bestehen. Es sind jedoch Neubauten aus den Fünfzigerjahren, die der Architekt Pierre Cahorn für die Stadt Genf baute – zur gleichen Zeit wie das von einer privaten Gesellschaft erstellte Wohn- und Geschäftshaus von Marc-Joseph Saugey an der Stirnseite des Platzes. Als Platz funktionierte dieser öffentliche Raum kaum, denn schon seit 1962 diente er als Parkplatz.

Bereits 2003 gewannen die Architekten den Wettbewerb für die Umgestaltung des Platzes, zehn Jahre später ist das Werk vollendet. Basis für die Platzgestaltung ist der Belag, der in Genf alle Trottoirs belegt: eine helle Betonfläche, die mit einem präzisen Fugenraster in einzelne Platten aufgeteilt ist. In diese Fläche eingelassen ist das Herz des Platzes: eine lang gestreckte, fugenlose Fläche aus anthrazitfarbenem Beton. Gegen die Kirche setzt ein grosses, kreisrundes weisses Wasserbecken einen Akzent. Auf der Gegenseite schliesst eine Bank aus ebenfalls anthrazitfarbenem Beton den Platz ab. Sie steht jedoch nicht mehr auf der dunklen Platzfläche, sondern schon auf der Trottoirfläche und verwebt so die beiden Bereiche miteinander.

An die Baum- und Heckenreihe gegen die Rue des Terreaux-du-Temple schmiegt sich ein leicht erhöhtes Holzdeck. Daraus wachsen, aus dem gleichen Holz gefertigt, drei Sitz- und Liegemöbel sowie ein langer Tisch mit Sitzbänken empor. Da können sich die Genevois und Genevoises zu einem Schwatz treffen, während auf der grossen Fläche die Skater ihre Runden drehen. Im nach wie vor vom Auto dominierten Genf ist die Place Simon-Goulart ein gelungenes Stück Stadtreparatur. Werner Huber, Fotos: Alain Grandchamp

Platzgestaltung, 2013

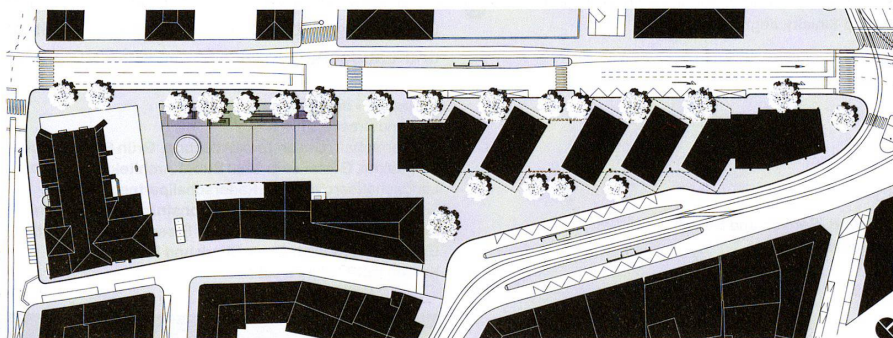
Place Simon-Goulart, Genf

Bauherrschaft: Stadt Genf

Architektur: Groupement GRPSG (Atelier Descombes Rampini, Architekten, Genf;

Les Eclairagistes Associés, Lyon)

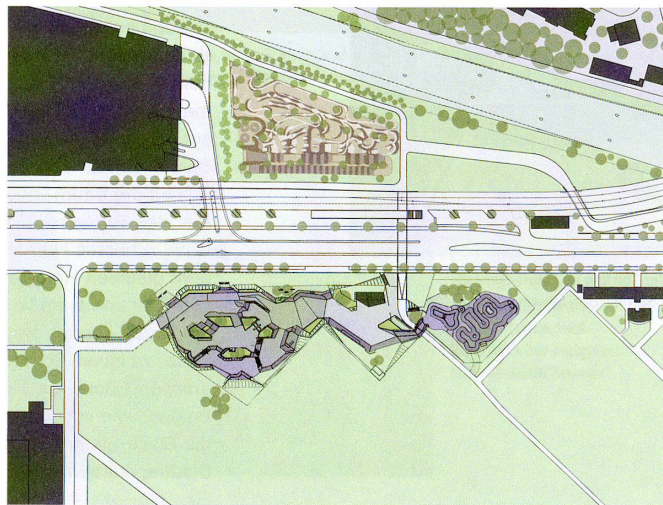
Kosten: Fr. 4,56 Mio.



Zum Umgestaltungsprojekt gehören auch die benachbarten Strassen.



Treppen, Rampen, Bänke, Geländer und Mauern: der Streetbereich des Freestyleparks Zürich.



Unterhalb der Strasse, am Rand der Zürcher Allmend, wurde der Freestylepark angelegt, oberhalb, zwischen Sihl und Sihlcity, liegt der Bikepark.



Halfpipes, Senken und Buckel: der Poolbereich.

Stadt, Land, Funsport

Auf Geländern gleitend und Treppen hinunter-springend nutzen Freestyler die Stadt. Biker dagegen nutzen die Natur, rasen durch den Wald und springen über Hügelkuppen. Beide müssen ihre Nutzung von Stadt und Land stets gegenüber Hausabwarten oder Wanderern verteidigen, beide erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Angestossen vom Verein Freestylepark Zürich suchte die Stadt Zürich ab 2002 nach Möglichkeiten für Übungsflächen. Dank des Vereins Züritrails wurde das Programm um einen Bikepark erweitert.

Nachdem der Standort auf der Allmend Brunau bestimmt war, folgte ein längerer Stillstand. Doch nun liegen Freestyle- und Bikepark beid-seits der Allmendstrasse. Sie sind eigenständige Projekte, doch amtierte Grün Stadt Zürich als doppelter Bauherr. Daher ist die Bepflanzung auf-einander abgestimmt, und die Parks sind in ein übergeordnetes Wegenetz eingebunden.

In drei dreieckigen Restflächen zwischen der Allmendstrasse und bestehenden Sportfeldern ordnet der Freestylepark spezifische Nutzungen ein: Der Streetbereich dient als überdachte Stadt-simulation aus Treppen, Rampen, Bänken, Geländern und Mauern. Der Zentrumsbereich verknüpft sich per Unterführung mit dem Bikepark und bietet in einem monolithischen Betonpavilion öffentliche Toiletten und Garderoben. Eine expressive Brücke führt weiter zum Poolbereich mit Halfpipes, Senken und Buckeln. Sanft fügt sich alles in die Allmendlandschaft.

Die abgetragene Erde wurde beim Bikepark zu einer Hügellandschaft aufgeschüttet. Auf fünf Parcours in drei Schwierigkeitsgraden können die Bike-Sportarten ausgeübt werden. Es gibt einen Pumptrack mit Wellen und Steilwandkurven, einen Jumptrack mit mehreren verbundenen Sprunglinien und eine Urban-BMX-Piste, auf der sich mehrere Fahrer miteinander messen können.

Im Laufe des langen Planungsprozess zeigte sich, dass die Projektinitianten als versierte Sportler andere Ansprüche hatten als der öffentliche Bauherr mit der Vorstellung eines für Anfänger bis Profis tauglichen Angebots. Die beiden Parks als Kondensat von Stadt und Land sind also auch gesellschaftlich interessant: Einschränkungen sowie Öffnungs- und Ruhezeiten gelten auch in diesem öffentlichen Raum, der wie jeder andere konsensorientiert zu seiner Form finden musste. Die von Jung und Jünger rege besuchte Anlage erweckt einen gelungenen Eindruck, und den Unbefriedigten bleibt die Vielfalt der realen Stadt und Landschaft. *Palle Petersen, Fotos: Michael Lio*

Freestyle- und Bikepark, 2013

Allmendstrasse, Zürich

Bauherrschaft, Gesamtprojektleitung: Grün Stadt Zürich
Architektur, Gestaltung: Vital Streiff Architekten, Zürich
Landschaftsarchitektur: Raderschallpartner, Meilen
Freestylepark-Spezialist: Bowl Construction, Neuwil
Gestaltung Freestylepark: Verein Freestylepark, Zürich
Bikepark-Spezialist: Cycle Shark und Pumptracks
Kosten (BKP 1-9): Fr. 6,6 Mio.



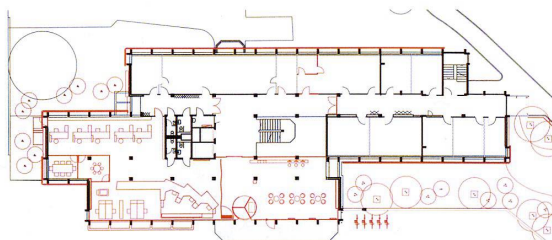
Am Stadthaus Schlieren überlagern sich der Raster des Altbaus und der Raster des neuen Sonnenschutzes.



Das Stadtbüro im Erdgeschoss ist erste Anlaufstelle für alle Bürger.



3. Obergeschoss mit umgebauten und neuen Sitzungszimmern.



Erdgeschoss mit Stadtbüro und Wartebereich.



Stadthaus im neuen Takt

Kräftige Betonpfeiler, ein gelbbrauner Anstrich der Fassade und braune Fensterrahmen: Das Stadthaus Schlieren, 1979 von Architekt Theo Landis erstellt und Anfang der Neunzigerjahre um ein paar Achsen erweitert, zeigt alle Attribute seiner Zeit – aussen und innen. Der Lauf der Zeit machte diesen Farb- und Formenkanon zwar bereits wieder salonfähig, doch das Schlieremer Stadthaus wirkte verbraucht. Zudem entsprach es weder den Bedürfnissen noch den Vorschriften.

Pfister Schiess Tropeano Architekten loteten in einer Machbarkeitsstudie das Potenzial des Stadthauses aus und konzipierten eine Sanierung in Etappen. Die erste Phase ist abgeschlossen. Sie verleiht dem Gebäude im untersten und obersten Geschoss ein neues Gesicht. Für die Bürgerinnen und Bürger leistet das Stadtbüro gute Dienste, wo sie zu fast allen Anliegen im Erdgeschoss Auskünfte erhalten. Ein in die Tiefe des Raums gestaffelter Korpus bietet die Schalterarbeitsplätze, für diskretere Gespräche steht ein separater Bereich zur Verfügung. Mit Weiss und Schwarz antworten die Architekten auf den bunten Altbau, bei dem sie einzig das Grün der Türen ausliehen. Weiss und Schwarz dominieren auch die übrigen neu gestalteten Räume: das grosse Sitzungszimmer, der Stadtratssaal anstelle der einstigen Hauswartwohnung, die Personalcaféteria im Attikageschoss und das Betriebsamt im Untergeschoss.

Das Äussere blieb bis auf einen Eingriff weitgehend unverändert, doch dieser sticht dafür umso mehr ins Auge: der neue Sonnenschutz. Da bislang die Oberlichter nicht beschattet waren, setzten die Architekten Rafflamellenstoren als neue Ebene vor die Fassade. Die von kräftigen Rahmen eingefassten Storen geben der einst vertikalen Fassade eine horizontale Struktur, die weisse Farbe lässt das Gebäude frisch erscheinen. Doch gehorchen die Storenrahmen nicht der Geometrie der bestehenden Fassade, sondern sie folgen ihrer eigenen Ordnung. Dadurch kommen die Bänder zwar elegant «um die Ecke», doch die Irritation über die Rasterverschiebung ist gross – insbesondere an einem solch streng gerasterten Gebäude wie dem Stadthaus.

Werner Huber, Fotos: Roger Frei

Umbau und Renovation Stadthaus, 2012

Freiestrasse 6, Schlieren ZH

Bauherrschaft: Stadt Schlieren

Architektur: Pfister Schiess Tropeano & Partner

Architekten, Zürich

Kosten: Fr. 11,3 Mio.

Wow! «schorenstadt»

2000-Watt-Gesellschaft. Verantwortungsbewusst leben und auf nichts verzichten – urban und doch natürlich: Mit «schorenstadt» in Basel entwickelt und baut Implenä ein Leuchtturm-Projekt für die 2000-Watt-Gesellschaft.
www.schorenstadt.ch

